

Broken

-***~ In Pieces ~|~ Die X ???

Von Meme

Found you

Titel: Broken

Untertitel: In Pieces

Kapiteltitle: Found you

Kapitelanzahl: One-Shot

Fandom: Dir en Grey, J-POP/ J-Rock

Genre: Shonen-ai, Drama

Warnings: OOC

Pairing: Die X ???

Autor: ReDRuM_KuRaI

E-Mail: Kurai-rai@gmx.de

Disclaimer: Weder die Jungs von Dir en Grey noch alle anderen gehören mir, ich verdiene kein Geld hiermit, will von niemandem seine Rechte verletzen. Diese Geschichte ist nie wirklich vorgefallen.

Zum Titel: Eigentlich wollte ich von den englischen Titeln weg, aber ... sie haben es mir angetan. Q_Q“ Dafür wird die hierauf folgende Fanfiction endlich mal einen deutschen Titel erhalten. ^0^ö

Zeichenerklärung:

Fett: Ironisch, sarkastisch, brutal, hart

Kursiv: Mit Betonung, mehr Hintergrund

Was klar sein sollte:

"..." - Gesprochenes

'...' - Gedachtes

Anmerkung: Es ist zu kurz, viel zu durcheinander und unübersichtlich – dazu noch völlig hirnrissig. Aber es sollte einen kleinen Vorgeschmack auf das geben, was schon seit Wochen darauf wartet, endlich fertig gestellt zu werden. ^^

Ergo: Dies ist ein Vorspann, ein Heiß-Macher für kommendes!

Anmerkung von Beta-chan: Beta-chan hatte diesmal viel zu tun XDD was hast du angerichtet, Kurai?!

Über die Setzung von C's und T's sprechen wir nochmal, ne?^^

Ansonsten... eine wirklich tolle Story! Kein bisschen durcheinander und

unübersichtlich, wie du meinst öö Freu mich jedenfalls auf das Kommende ^^
(by the way: meine C- und meine T-Taste klemmen xD – und OpenOffice zeigt selten die Fehler an xD)

+++

Broken

-***~ In Pieces

Found you

[Daisukes POV]

Eigentlich war mein Leben normal, wenn nicht sogar ziemlich langweilig. Ich wohnte in einer normalen Wohngegend bei meinen normalen Eltern, mit meinem normalen Haustier, ging zu einer normalen, öffentlichen Schule, hatte recht normale Lehrer – und eigentlich auch normale Noten und Hobbies. Vielleicht war eben nur mein Aussehen und Freundeskreis nicht ganz so normal. Gefärbte Haare, striktes Weigern die Schuluniform ordnungsgemäß zu tragen, ständige Raufereien mit anderen Schülern, Verstöße gegen die Schulordnung, Partys und Alkohol ohne Ende. Aber war das nicht letztendlich auch alles total *normal*? Das normale Leben eines neunzehnjährigen Schülers, der in nur wenigen Monaten die Schule abschließen wird, in seiner, wenn auch nur knapp bemessenen Freizeit, Musik machte und immer wieder auf der Suche nach einem neuen Mädchen war – denn bei diesen hatte ich zugegebenermaßen einen ziemlich großen ... Verschleiß, möchte ich sagen. Nie blieb ich länger bei einer, als ein paar Tage, Wochen kaum, Monate sehr selten, Jahre schon gar nicht. Sie wurden mir auf die Dauer zu langweilig. Im ersten Moment schienen sie alle verschieden, doch nach wenigen Tagen, wenn nicht schon Stunden, bemerkt man, dass sie doch eh alle gleich waren. Und wenn nicht dann, dann spätestens im Bett. Es mag selbstverliebt klingen, aber die Tatsache von gebrochenen Herzen an der Schule war doch ein eindeutiger Beweis, oder nicht?

Mittlerweile hatte ich in den letzten Wochen jedoch keine mehr, mein (schlechter?) Ruf eilte mir wohl voraus. Nicht einmal von den anderen Schulen in der näheren Umgebung wollte sich eine mit mir sehen lassen. Als wäre ich ein solch schlechter Typ. Aber anders gesehen: Es nörgelte keiner an dir herum, du warst nicht verpflichtet zu irgendwelchen Dates zu gehen und dir dann auch noch anhören zu müssen, dass du zu spät gekommen wärst. Du hattest deine Freizeit! Konntest was mit deinen Freunden unternehmen, die dich auch wirklich kannten und verstanden, gerne mit dir über die eine oder andere herzogen. Und die Musik! Wir hatten die Band, mit der wir uns ablenken und Frust abbauen konnten. Zwar waren meine Eltern nicht so begeistert davon, aber sie meinten, es wäre immerhin besser, als wenn ich den ganzen Tag vor dem Fernseher sitzen oder am Computer spielen würde. Wir waren nicht erfolgreich oder so, das wollten wir auch nicht wirklich, aber solange wir unseren Spaß hatten und uns dadurch ablenken und uns dadurch noch verbessern konnten, war doch alles perfekt. Niemand hätte behaupten können, dass sein Leben besser war. Es war perfekt.

Und dann kamst du.

Als ich dich das erste Mal sah, hab ich dich nicht einmal wirklich *gesehen*. Nur am Rande wahrgenommen. Zu dem Zeitpunkt hielt ich dich nur für einen von den vielen, die täglich durch unsere Wohngegend streiften, kein eigenes Zuhause hatten und sich durchs Betteln das Leben ermöglichen wollten. Deswegen interessierte mich dein Elend nicht – denn wenn man sich keine wirklichen Ziele für sein späteres Leben gesetzt hatte, um diese nicht durch Ausbildung oder Schule mit anschließendem Studium zu erreichen, hatte sich mein Mitleid nicht verdient. Wer es sich selbst verbaute, sich dazu entschied, auf der Straße zu leben, konnte nicht verlangen, dass man sie bemitleidete.

Doch in den nächsten Tagen sah ich dich immer öfter, du schlichst in der Nacht um die Häuser. Ich wusste nicht, was es dir bringen sollte. Einbrechen lohnte sich hier nicht. Über den Tag sah man dich kaum. Morgens saß du in den halbdunklen Straßen, als wärst du gar nicht wirklich anwesend, und nachmittags, wenn wir aus der Schule kamen, wirktest du mitgenommener, fast so, als wäre etwas mehr in dir zerbrochen. Abends, wenn wir im Keller unseres Drummers saßen, über irgendetwas redeten, was planten oder probten, hocktest du immer öfter im Halbschatten zwischen zwei Straßenlaternen auf der Begrenzungsmauer zum Park, tief in Gedanken versunken schriebst du.

Warum ich immer mehr auf dich achtete?

Ich wusste es nicht. Irgendetwas ließ mich dich doch ... bemitleiden. Vielleicht, weil du nicht älter als wir zu sein und dennoch mehr mitgemacht zu haben schienst, als unsereins. Ich selbst wusste, wenn ich ehrlich sein sollte, nicht, wie es war, wenn etwas nicht „perfekt normal“ verlief. Mein Leben verlief, wie ich es geplant hatte, kaum mit Abweichungen, ich ließ mich davon auch nicht abbringen – bis jetzt. Ich kümmerte mich nicht nur noch um mein eigenes Leben und um das meiner Freunde und Familie, sondern auch um das eines Fremden, den ich vorher nicht einmal eines Blickes gewürdigt hatte. Und jetzt beschäftigte ich mich in jeder freien Minute – während des Unterrichts, der Nachmittagsschule, den Proben, sogar im Schlaf – mit deinem Leben.

Warum?

Ich konnte es mir immer noch nicht vorstellen, es war für mich sonst unvorstellbar, dass ich mich mit so etwas beschäftigte, und jetzt schien es mir total *normal*. Und was mir *normal* erschien, gehörte eigentlich zu meinem Leben – beziehungsweise war es für mich dann selbstverständlich, mich damit zu befassen.

Je öfter ich dich sah, und je öfter du aufblicktest, wurde mir immer klarer: Ich wollte wissen, was dir zugestoßen war. Wollte wissen, was dich so verletzt hatte, dass es mich sogar schmerzte, wenn du mich ansahst.

Warum dein Blick eine solche Leere besaß, obwohl deine Züge so wütend wirkten.

Wer hatte dir so etwas angetan? Du strecktest nicht einmal die Hand nach der kleinsten Hilfe aus, schienst dich vor den Menschen zu fürchten, scheutest deren Nähe.

Was für ein Mensch hatte dir dein Vertrauen entrissen, dass du nicht einmal einem streunenden Hund trauest, der in deiner Nähe nur Wärme suchte?

Ich wollte Antworten auf meine Fragen. Doch ich fand keine. Nicht, ohne dich anzusprechen.

Doch ich konnte nicht.

Etwas in mir sträubte sich.

Ich hatte Angst.

Angst davor, dich noch mehr zu zerbrechen oder selbst daran zu scheitern, konnte ich doch damit nicht umgehen, hatte nie mit solchen Situationen zu tun gehabt. Hätte ich mich selbst von außen als Fremder sehen können, ich hätte zu mir selbst gesagt, dass ich verzweifelter wurde.

Der Mensch ist ein zu komplexes Wesen.

Und meine Angst trieb mich dazu, alles Normale von mir fern zu halten.

Alles, was mir normal erschien, zu meinem Leben gehörte, sollte nicht mehr mein sein. Denn du erschienst mir normal.

Und davor fürchtete ich mich.

Hätte ich früher gewusst, was dieses Verhalten bewirkt, hätte ich von Anfang an anders gehandelt.

Mein Umfeld wurde kleiner.

Meine Freunde misstrauten mir, glaubten, ich hätte Geheimnisse vor ihnen.

Die Noten wurden schlechter – und das Schuljahr näherte sich unweigerlich dem Ende zu.

Meine Eltern reagierten streng auf meine Veränderungen.

Nur: Mir fiel es erst überhaupt nicht auf.

Mir kam es **normal** vor.

Erst, als ich mich eines Nachts volltrunken in einer Gasse selbst wiederfand, mit Gedächtnislücken an das, was vorher geschehen war, wurde mich klar: Irgendetwas lief schief.

Mit dieser Erkenntnis schleppte ich mich zum Bandraum, mied den Blick und Körperkontakt zu den Menschen, die noch unterwegs waren. Und fühlte mich schrecklich.

Mir war schlecht.

Als hätte mir jemand mit Gewalt versucht etwas einzuflößen, was mir schon längst hätte klar sein sollen. Nur wusste ich nicht, was es war.

Dankbar ergriff ich die Hand, die mich zu erwarten schien, zog mich daran hinauf und versuchte den anderen zu erklären, warum. Doch ob sie mich verstanden hatten – ich wusste es nicht. Mein Blick galt nur einer Person, die im Halbschatten zwischen zwei Laternen saß und mir förmlich entgegenstirrte: Du.

Und schon wieder war ich vollkommen durcheinander, wusste nicht, wie mir geschah. Doch glücklicherweise hatte ich meine Freunde, die mich auffingen, wenn ich fiel, egal, wie viel Mist ich auch gebaut hatte. Und ehe ich mich versah, hatte man mir meine Gitarre in die Hand gedrückt. Schlagartig war ich wie ausgewechselt, vergaß alles, was nicht in dieser Garage war – und spielte. Ich spielte – mit der Band, meinen Freunden, die mir den nötigen Rückhalt gaben – als gäbe es keinen Morgen. Spielte mir die Finger wund, dass das Blut sich in feinen Tropfen auf dem Boden, dem Korpus und den Saiten verteilte. Und mit jedem weiteren Tropfen floss die Verzweiflung aus mir heraus und Hoffnung machte sich breit.

Ich war normal.

Mein Leben war normal.

Meine Freunde waren normal.

Es war normal, sich einzugestehen, dass man normal war.

Ich hatte mein Leben wieder.

Bis zum Sonnenaufgang. Mir stand der Schweiß auf der Stirn, doch ich lachte. Und alle anderen lachten mit. Wir befreiten uns von allen Sorgen, den Frust, bevor wir

getrennte Wege gingen, uns in nur wenigen Stunden wiedersehen würden.
Ich war froh jeden einzelnen von ihnen zu haben und dieses Erlebnis spiegelte sich nur zu gut auf meinem sanft lächelnden Gesicht wieder, das selbst noch Bestand hatte, als ich dich noch immer dort sitzen sah – mit erwartungsvollem Blick.

Und genau diesem hielt ich stand.

Ich wollte nicht, dass du dich fürchtestest oder gar zurückschrecktest – ich wollte dir nur helfen, wie man mir geholfen hatte. Auch wenn es bei dir weitaus schwieriger sein würde. Jeder hatte Hilfe verdient und nötig, wenn es auch nur die Geringste war oder man selbst es gar nicht als Hilfe wahrnahm.

Zaghaft neigtest du den Kopf. Gerade so viel, dass das Licht der Laternen dein blasses Gesicht streifte. Du sahst fertig aus. Als hättest du mit dir und der Welt abgeschlossen.

Warst du es nicht gewöhnt, dass man dir offen und ehrlich entgegentrat?

Dann solltest du dich daran gewöhnen. Denn es war normal.

Meistens jedenfalls.

In deinem Blick lag so viel Nichts. Und dennoch konnte ich so eine Menge darin lesen.
Leere, kalte Augen.

Blasse Haut.

Geschundener Körper.

Ein Zittern lief durch deinen Körper, als würdest du jeden Moment weglaufen wollen.
Pure Anspannung und Angst.

Doch stattdessen hobst du deinen Arm, sehr langsam, aber du tatest es. So langsam, dass man hätte denken können, es würde ewig dauern, bis deine rauen Fingerkuppen meine Handfläche streiften.

Immer wieder zucktest du zurück, sahst zögernd zwischen meiner Hand und meinem Gesicht hin und her, lag dein Blick jedoch länger auf meinem Gesicht, als hättest du Angst davor, dass ich über dich herfiele, wenn du mich nicht ansahst.

Ich ließ dir die Zeit, die du brauchtest, wollte dir auf jeden Fall helfen. Jedoch wusste ich nichts von dir, dementsprechend musste ich darauf reagieren; mit nichts.

Weil ich nicht wusste, wovor du dich fürchtestest, wollte es nicht noch schlimmer machen, als es war.

Mit der freien Hand drücktest du etwas an deine Brust, völlig verunsichert, was du nun tun solltest.

Aber es war eine Chance.

Warum nahmst du sie dann nicht an?

Noch langsamer, als zuvor deinen Arm, setztest du die Füße auf den Boden, deine Fingerspitzen drückten gegen meine Handfläche, dein Blick galt nur noch unseren Händen, die du langsam miteinander verhaktest.

Es konnte ein Anfang sein.

Oder das Ende.

+ + +

So, das war's.

Hoffentlich war es nicht zu verwirrend.

Bis zur eigentlichen Haupt-Fanfiction von dieser kleinen Vorgeschichte.

Kurai ^_____^/))

P.S.: Vielleicht sieht man den einen oder anderen auf dem Gazette Konzert in Köln??
^^